

ORT DER DIFFERENZ

Betrachtungen zur Ge-
schlechtsdiversität
("gender diversity")

von Rosella di Leo

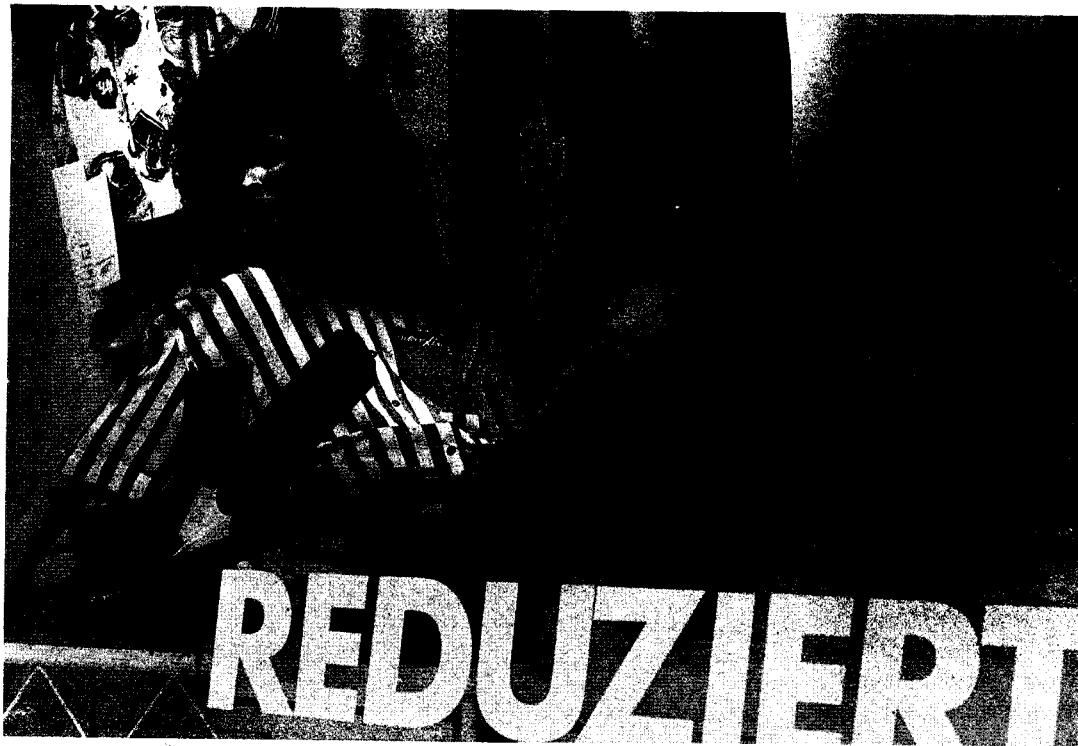


Photo: Hacky Hagemeyer/Transparent

übersetzt von Monika Kern

(Vorliegender gegenüber dem Original gekürzter Beitrag, – Class War würde ihn als "heavy stuff" bezeichnen, – versteht sich als 2. Teil der Patriarchatskritik, Teil 1 haben wir unter dem Titel "Der Ursprung des Nils – oder Auf der Suche nach dem Ursprung männlicher Herrschaft" in SF-26, 4/87 sowie in der 2. Auflage der Feminismus-Sondernummer veröffentlicht. Beide Nummern sind noch erhältlich.)

Die Doppeldeutigkeit, die durch den Titel dieser Arbeit ausgedrückt wird, ist nicht ohne Absicht:

Der Zweck ist, den physischen Ort des Unterschieds zwischen den Geschlechtern von Beginn an zu beschwören, das soll heißen: die menschliche Anatomie. Es ist dieser unvermeidliche Unterschied, der die beiden Kategorien "männlich" und "weiblich" produziert hat, die sich auf das gesamte Gebiet von sozialem und

symbolischem Raum auswirken. Dennoch würde ich gleichzeitig gerne vorschlagen, daß es einen weiteren Ort gibt, in dem Differenz (und nicht nur Geschlechterdifferenz) gleichermaßen unvermeidbar ist: das Reich einer Metaphorik, wo der Unterschied sowohl Wert als auch Bedeutung erwirbt. Das beabsichtigte Ziel ist daher, eine effektivere Definition dieses Ort zu formulieren, ohne den Anspruch, Lösungen zu liefern, sondern vielmehr zu versuchen, konzeptuelle Probleme auszuweisen, die im Herzen der Geschlechtsdiversität liegen.

In der westlichen Gesellschaft (1) ist die vorherrschende Interpretation von Differenz negativ aufgrund der potentiellen Gefahr, die sie für die Kontrolle des hierarchischen Prinzips darstellt, auf welchem unsere Gesellschaft begründet ist. Die zugrunde liegende Logik dieses Prinzips zielt auf beides: Vereinfachung und Gleichförmigkeit, und zwingt somit

eine andersartig unbeherrschbare Vielförmigkeit in legitimierte soziale Modelle. Unterschiede werden geahndet, da sie nicht entlang dieser Logik verlaufen. Und die resultierenden reduktionistischen Modelle werden daher durch das Gegensatzpaar Unterlegenheit/Überlegenheit geordnet.

Ungeachtet dieses vorherrschenden Konzepts von Differenz beginnt in bestimmten Sphären zeitgenössischen Denkens eine positivere Bewertung Boden zu gewinnen, Dank dieses Bruchs der Metaphorik, der unsere Ära charakterisiert: ein Bruch, der jetzt einen neuen und kohärenten Prozeß eines Bedeutungswandels erlaubt. Diese Neubewertung von Differenz (die einige der fundamentalen Annahmen einer hierarchischen Kultur in Frage stellt) erhält durch die theoretischen Beiträge mindestens dreier verschiedener Denkströmungen Nahrung: Die Reflexionen zu Geschlecht ("gender") und dem öko-

logischen Denken haben beide das Problem der Differenz zum Zentrum ihrer Begriffsdefinitionen gemacht, wie auch der Anarchismus, in welchem Differenz ein fundamentales theoretisches Element darstellt. Es ist die Wechselbeziehung dieser Strömungen, die eine vielgesichtige, anti-hierarchische Kultur erwachsen läßt, die fähig ist, Herrschaft auf einer globalen Basis herauszufordern.

Dieses Ziel zu erreichen, wird bestimmt nicht einfach sein, aber es setzt eine Revolution der Begriffe voraus, die sich gerade auf die Fundamente westlichen Denkens überhaupt auswirken wird. Daher scheint es wert, diese kognitiven Muster kurz zu betrachten, die durch unsere Gesellschaft in weitem Maße übernommen wurden und die beiden Kategorien "männlich" und "weiblich", mit denen wir uns beschäftigen, grundlegend beeinflußt haben.

Ausgangspunkt ist die inhärent mythische Struktur menschlichen Wissens. Wir können Realität nur durch das Medium unseres symbolischen Universums wahrnehmen und somit, durch sein Schaffen von Mythen. Die Menschheit kann aus ihren eigenen Mythen nicht ausbrechen, sie kann sie weder exorzieren, noch kann sie sie auf Distanz halten. Willkürlichkeit scheint daher eine Basis und unausweichliches Charakteristikum menschlichen Wissens zu sein, wenngleich jede Kultur für sich beansprucht, auf objektiven Kriterien zu basieren, die als solche nur innerhalb dieses spezifischen Kontexts wahrgenommen werden.

Ein weiteres bedeutendes Element des Wissens, das zu ein und derselben Zeit dessen Fundamente legt und seine Grenzen definiert, ist das Auftauchen des Selbst ("self"), mit seiner unvermeidbaren Folge, des Auftauchens des Anderen. Dieser Prozeß betrifft sowohl das Individuum als auch die Spezie als Ganze. So wie das Kind seine Einzigartigkeit entdecken muß, so mußte die Spezie, im Prozeß des Wissenserwerbs, das "ozeanische Gefühl" (oceanic sentiment) preisgeben, um Selbstbewußtsein zu erlangen. Sie mußte sich unterscheiden von einem großen Ganzen, das in seiner Totalität unbegreiflich ist. Die Erscheinung von Wissen bringt somit eine Distanz zwischen dem Einen und dem Anderen mit sich und, wie Cornelius Castoriadis es nimmt, sieht sich dieses Selbst immer als das Zentrum der Welt.

Die Erscheinung des Einen und des Anderen repräsentiert daher den Übergang vom Chaos zum Kosmos und den entsprechenden bedeutungsgebenden Prozeß. Es ist für das Auftauchen einer Herrschaftskultur nur typisch, daß dieser Prozeß in einen Unterjochungsprozeß trans-

formiert wird, und daß das Wissen des Selbst eher zum absoluten denn zum willkürlichen wird. (...)

Es ist ein entindividualisierendes und wirkungsloses Denksystem, das ein objektives Wissen postuliert, welches auf einer *Nebeneinanderreihung* von Intellekt und Emotionen basiert.

Ebensowenig ist Wissenschaftsrationalität frei von Geschlechtszuweisungen: Eine der Haupterrungenschaften der neuen feministischen Kritik war das Freilegen dieser männlichen Etikettierung in einem Denksystem, das beanspruchte, geschlechtsneutral zu sein. Die wissenschaftliche Metaphorik basiert auf solchen fundamentalen Unterteilungen zwischen Geist und Körper, Transzendenz und Immanenz, Intellekt und Emotionen, die alle zu der grundsätzlichen Unterteilung führen, auf der unsere Weltbild beruht: diejenige zwischen Kultur und Natur. Ein Geschlechtscharakter ("sexual character") wird dann diesen Unterteilungen zugeschrieben, wo Männern (definiert als objektiv, nicht emotional, abstrakt) wissenschaftliche Mentalität zugeschrieben wird (und technische Fähigkeit, in einer Welt, die auf der Basis von technologischem Fortschritt beurteilt wird), während Frauen (definiert als subjektiv, emotional, konkret) Charakteristika und Felder zugewiesen werden, die der herrschenden Rationalität äußerlich sind (2).

Die Absurdität solcher kognitiven Strukturen liegt in der Marginalisierung nicht nur eines Geschlechts ("gender") sondern ebenso von einigen operativen und logischen Prozessen, die dem menschlichen Denken eigentümlich sind. Während Wissenschaftsrationalität - quantitativ ausgedrückt - einen beträchtlichen Grad technologischer Entwicklung erlaubt, hat - was den Punkt der Qualität betrifft - die Privilegierung von bestimmten Prozessen über andere tatsächlich die Sphäre menschlicher Fähigkeit limitiert. Es scheint daher notwendig, die intellektuelle Hegemonie noch einmal zu betrachten, wie sie von der Wissenschaftsrationalität proklamiert wird und eine Neukomposition menschlicher kognitiver Muster zu postulieren, die über die hierarchische und dichotome (s.v.) Logik des westlichen Denkens hinausgeht. (...)

Es ist nicht nur eine Sache der Neuordnung von Emotionen und Intellekt sondern auch der Überwindung der Teilung zwischen dem Einen/Subjekt und dem Anderen/Objekt. Dies soll nicht vorschlagen, daß der Eine aufhören muß, der zentrale Punkt des kognitiven Prozesses zu sein (ob des Individuums oder der Spezie), sondern daß das Bewußtsein des Selbst sich nicht in einem geschlossenen System befinden muß mit dem Einen, als dem absoluten Zentrum, sondern vielmehr in einem offenen System, in dem es Teil eines komplexen Systems von viel-



Photo: Hacky Hagemeyer/Transparent

verzweigten und vielschichtigen Beziehungen wird.

Es muß ebenso darauf hingewiesen werden, daß Neuordnung nicht Assimilation heißt. Neugliederung von Geist/Intellekt/Transzendenz und Körper/Emotionen/Immanenz bedeutet nicht, ihre Eigentümlichkeiten in einer Synthesis zu vernichten, sondern vielmehr, diese in eine integrierte und vielförmige Perspektive aufzunehmen. Das Ziel ist nicht eine Symbiose (die den Raum zwischen dem Einen und dem Anderen eliminieren würde und Selbstbewußtsein in Zweifel rücken würde), sondern die Entwicklung einer Einstellung, eines Gefühls, welches erlauben wird, diesen unausmerzbaeren Raum zu kreuzen.

Die Neuordnung menschlichen Denkens muß deshalb mit der Neuordnung des zugrunde liegenden Gegensatzpaares Natur/Kultur beginnen und mit der Überwindung der verwandten Konzepte, die uns die hierarchische Kultur auferlegt hat. Sowohl die anarchistische Analyse von Herrschaft als auch das organisierende Prinzip von symbolischem und sozialem Raum, wie die theoretische Teilhabe von sozialer Ökologie(3), die die nahe Verwandtschaft zwischen der "Herrschaft von Mensch über Mensch" ("man over man") und die "Herrschaft von Mensch über Natur" ("domination of man over nature"), ans Licht gebracht haben, sind für diesen Prozeß fundamental. Die feministische

Kritik hat ein paar wichtige Konzepte zu dieser Analyse angewandt, indem sie die Kategorien von "männlich" und "weiblich" einführt. (...)

Sex und Gender

An diesem Punkt würde ich gerne eine konzeptuelle und terminologische Unterscheidung ziehen, die für weitere Reflexionen nützlich sein kann, auch wenn das riskiert, den Gegensatz zwischen Natur und Kultur neu herzustellen, den wir gerade kritisiert haben. Es betrifft die Begriffe "Sex" und "Gender". Speziell im Italienischen, aber auch in vielen anderen Sprachen, wird der Gebrauch des Begriffs "Gender" (Geschlecht) fast ausschließlich auf die grammatische Struktur begrenzt, anstatt den weiteren Gebrauch zu besitzen, der sich auf solche spezifischen Attribute bezieht, die durch jede Kultur in Kategorien von "männlich" und "weiblich" zugewiesen wird, beginnend mit den sozialen Rollen und deren verwandten Verhaltensmustern. Der Begriff "sex" besitzt auf der anderen Seite verschiedene Bedeutungen, einige davon beziehen sich auf die biologische Tatsache, andere wiederum auf die kulturelle Ausarbeitung derselben: eine Überlappung, die den Begriff höchst doppeldeutig gemacht hat. Es scheint wünschenswert, den Gebrauch der Begriffe zu verändern, "Geschlecht" (sex) für solche Bedeutungen zu gebrauchen, die sich auf das biologische Faktum beziehen und "Geschlechtscharakter" (gender) für solche, die soziale Rollen und soziales Verhalten betreffen. Diese Unterscheidung mag ziemlich künstlich scheinen. Aber für den Moment wird sie helfen, die Diskussion zu klären.

Diese konzeptuelle Verwirrung ist der patriarchalen Kultureigentümlichkeit, die sich auf die Anatomie berufen hat, um die soziale Bestimmung der Geschlechter zu rechtfertigen. In diesem Zusammenhang erscheinen "männlich" und "weiblich" als Kategorien, die nicht durch Kultur sondern durch Natur definiert sind (4).

Überraschenderweise werden diese patriarchalen Konzepte oft in der Untersuchung zum Geschlecht ("gender") verwendet, die von einigen feministischen Strömungen durchgeführt werden. Die Definitionen von "männlich" und "weiblich" bleiben wesentlich unverändert, wie die Paarungen von Frau/Natur und Mann/Kultur zeigen. Es ist die Zuweisung von Wert, die umgekehrt und modifiziert wird. Das "männliche" ist noch die Sphäre von Transzendenz und objektiver Vernunft, während das "weibliche" weiterhin die Sphäre von Immanenz und Emotionen ist; aber letztere werden mit positiven

Werten ausgestattet. Dieser unerwartete Triumph "ewigen weiblichen Geists" öffnet den Weg in einen fragwürdigen Spiritualismus mit starken mystischen Tendenzen. Geschlechter scheinen doch wieder an gegensätzlichen Polen zu sein, und es ist das biologische Geschlecht ("sex"), das ihre Rollen, ihr Verhalten und ihre Sensibilitäten determiniert (5).

Diese Ansicht ist teils eine Reaktion auf denjenigen klassischen Feminismus, der die Überlegenheit jener Kategorien bestätigte, die als "männlich" definiert waren und lediglich das Recht der Frauen auf Zugang zu diesen Kategorien forderte, von denen sie früher ausgeschlossen worden waren. Diese Akzeptanz "männlicher" Werte konnte später als Assimilationsgefahr betrachtet werden, die das Verschwinden jener "weiblichen" Attribute bedeutet hätte, die jetzt anfangen, stolzer angesehen zu werden. Es wurde nicht mehr länger als notwendig erachtet, Natur, Immanenz und die Privatsphäre zugunsten derjenigen von Kultur, Transzendenz und der öffentlichen Sphäre preiszugeben, sondern vielmehr jene Verknüpfungen mit Natur zu betonen, die die "Quelle der Stärke der Frauen" sind, "das Bewußtsein des weiblichen Selbst mit den Gesetzen der Natur in Einklang zu bringen", da es letztere ist, von der sich die weibliche Identität herleitet.

Obwohl die gerade hervorgehobenen beiden Positionen gegensätzlich scheinen, sind sie tatsächlich nahe verwandt, da sie sich beide noch fest innerhalb des symbolischen Raums befinden, der durch die scheinbar absolute Opposition zwischen Natur und Kultur definiert wird.

Unsere Forschung sollte in Richtung anderer und verschiedener Konzepte zielen. (...) Ich wage es nicht, zum jetzigen Zeitpunkt eine Definition zu versuchen, sondern ich ziehe es vielmehr vor, zu sagen, was definitiv nicht ist. Menschliche Natur ist nicht die Herrschaft von Transzendenz über Immanenz; eine Herrschaft, die vorgibt, die Spezie (oder genauer gesagt, die Hälfte von ihr) jenseit der Grenzen ihrer Stofflichkeit zu plazieren. Ebenso wenig ist es das Reich der Notwendigkeit, in welchem die kosmische Ordnung die Menschheitsgeschichte determiniert. Genauso wenig ist es weder der Traum von Omnipotenz noch die Rückkehr zum Ozeanischen Gefühl. Eine erste, sehr grobe Definition in positiven Begriffen wäre die Behauptung, daß die menschliche Natur die Fähigkeit bedeutet, aus gegebenen Möglichkeiten auszuwählen.

Es bleibt noch zu bestimmen, wieviele Variablen es unter den gegebenen Möglichkeiten gibt, und wie umfassend deren

Kombinationsfähigkeit ist. Bevor wir jedoch eine präzisere Definition versuchen, müssen wir einen neuen begrifflogische Ansatz schaffen, der uns erlauben wird, das menschliche Denken neu zu ordnen; ein Prozeß, der für die sorgfältige Ausarbeitung neuer Kategorien, die im Licht neuer Werte definiert sind, wesentlich ist.

Wir können jetzt zu der Frage zurückkehren, wie Differenz in dem gegenwärtigen historischen Kontext gesehen wird. Patriarchale Bedeutung hat uns eine Interpretation in einer Terminologie der Ungleichheit hinterlassen. Es ist jetzt notwendig, sich außerhalb des konzeptuellen Universums hierarchischer Gesellschaft zu begeben und das Konzept des Unterschieds von demjenigen der Ungleichheit zu befreien. Es ist trotzdem nicht mehr länger ausreichend, soziale Gleichheit voranzutreiben als Lösung des Problems, vorausgesetzt, daß das Konzept der Differenz eine Vielförmigkeit impliziert, die dasjenige der Gleichheit, wie es in unserer Kultur ausgedrückt wurde, überwiegt.

Die Unzulänglichkeit des Gleichheitskonzepts

In ihrem philosophischen Sinn ist die Idee der Gleichheit tief in der anthropologischen Struktur des westlichen Denkens verwurzelt. Die fundamentale Annahme der westlichen Gesellschaft (die exakter als diejenige repräsentativer Demokratien definiert werden könnte) ist, daß jedes Individuum in der Gesellschaft den gleichen Wert besitzt, gleiche Rechte und gleichen Zugang zu politischer Macht in ihrer übertragenen Form. Dies ist offensichtlich der Grundmythos der westlichen Gesellschaft aber nicht ihre sozio-politische Realität; lassen Sie uns für den Moment jedoch bei der philosophischen Dimension verweilen. Die bloße Existenz dieser Annahme bedeutet, daß jeder Gleichheitsanspruch (ob der Geschlechter, Rassen, ethnischen Gruppen, Altersgruppen oder anderen) mit der herrschenden Kultur vereinbar ist. Dies soll nicht heißen, daß er sofortige und schmerzlose Anwendung in der Gesellschaft erreicht sondern lediglich, daß der Anspruch als legitim betrachtet wird. In diesem Sinne ist die Forderung nach Geschlechterparität eine legitime Nachkommenschaft unserer Ära und unserer Kultur.

Wenn wir von der philosophischen zur sozialen Dimension übergehen, wird die Situation bedeutend widersprüchlicher, wenn wir annehmen, daß wir einer Gesellschaft gegenüberstehen, die vom Egalitären weit entfernt ist und somit ihre hierarchische Struktur angesichts der voraus-

gesetzten Gleichheit aller Individuen rechtfertigen muß. Dies tut sie, nicht, indem sie irgendein transzendentes Recht anruft, wie sie dies in der Vergangenheit tat, sondern vielmehr indem sie sich auf ein immanentes Recht bezieht, gerechtfertigt durch die funktionalen Notwendigkeiten, die durch das Management einer komplexen Gesellschaft wie der unsrigen auferlegt wird.

Was die Geschlechter betrifft, ist dieser Gleichheitsanspruch kulturell konsistent gewesen. Aber er ist sozial widersprüchlich geblieben, da er eine segmentierte Parität innerhalb eines sozial ungleichen Kontexts sucht. Aus dieser Betrachtungsweise ist ein bestimmter Feminismus (mit großem Einfluß) ein Integrationsfaktor in die Gesellschaft der Herrschaft gewesen, indem er die nach oben gerichtete Verschiebung der weiblichen Halb-pyramide entlang der vertikalen Gesellschaftsachse - zu einer, der männlichen Halbpypamide gleichen Position - vorschlug, ohne die allumfassende hierarchische Struktur zu verändern.

Dieser Integrationsschub ist auch mit einem Grad der Flexibilität im westlichen System kombiniert worden, wo die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern ihre transzendente Legitimation verloren hat. Aber er hat - wenigstens in seiner absoluten Form - noch keine konsistenten funktionalen Motive entwickelt, um diese Ungleichheit zu erhalten. Wir werden später sehen, wie und warum dieses Phänomen entstanden ist. Während viele soziale und symbolische Räume durch diese spezifische Ungleichheit gekennzeichnet bleiben, beansprucht die westliche Gesellschaft nicht mehr länger, daß sie strukturell für ihr Überleben notwendig sei und akzeptiert eine bemerkbare, wengleich langsame und widersprüchliche Aufnahme dieser teilweisen Gleichstellung.

Um diese Verkürzung der Geschlechterdiskriminierung besser zu verstehen (zu Gunsten anderer Kriterien, auf die wir zurückkommen werden), müssen wir unseren Horizont ausdehnen, um die planetarische Kontrolle einzuschließen, die durch die westliche Gesellschaft in Gang gesetzt worden ist: Nur, wenn wir diesen allgemeineren Ausblick im Auge behalten, werden ihre internen Dynamiken verständlicher. Ich beziehe mich speziell auf jene Nord-/Süd-Teilung der Welt, in der ein reicher und demokratischer Norden sich eine bemerkenswerte interne Flexibilität erlauben kann. Er kann tatsächlich einen bestimmten Grad sozialer Gleichheit und generalisierten Wohls in Anspruch nehmen, indem er die negativen Auswirkungen dieses Prozesses an einen ökonomisch und kulturell unterge-

ordneten Süden weitergibt und daher die funktionalen Notwendigkeiten einer hierarchischen Gesellschaft auf Welt-Niveau wiederherstellt. Wie libertäre Feministinnen erkannt haben, gibt es keine radikale Lösung der Mann-/Frau-Ungleichheit, ohne daß das ganze hierarchische Prinzip in Frage gestellt wird (6).

Es gibt einen weiteren Grund, warum das Gleichheitskonzept unzureichend ist, um die Vielförmigkeit auszudrücken, die das Konzept der Differenz impliziert. Es postuliert tatsächlich eine absolute Parität vor dem Gesetz, das bei uns ein statisches Bild sozialer Macht hinterläßt. In Wahrheit ist Macht eine dynamische Funktion, die unter den verschiedenen Subjekten zirkuliert und eine Serie von vorübergehenden Asymmetrien produziert, die das soziale und symbolische Leben der Individuen durchschneiden, des Geschlechts ("gender"), der Altersgruppen, etc. und die sich ebenfalls auf andere grundlegende Konzepte, wie z.B. Autorität und Einfluß auswirken.

In der hierarchischen Gesellschaft werden viele dieser vorübergehenden Asymmetrien dauerhaft und stellen ein konstantes Ungleichgewicht einiger sozialer Gruppen her. Die Institutionalisierung dieser Asymmetrien bricht die aktuelle Symmetrie derjenigen Gesellschaften, die nicht entlang hierarchischer Prinzipien organisiert sind, eine Symmetrie, die daraus resultiert, daß alle sozialen Funktionen, die durch jedes Individuum im Laufe seines/ihrer Lebens ausgeführt werden Berücksichtigung finden (7).

Das Konzept der Gleichwertigkeit, das aus dieser sozialen Vision resultiert, scheint mir für den dynamischen Charakter, den wir der Macht zugeschrieben haben, adäquater zu sein, da es eine größere soziale Vielförmigkeit erlaubt, die vorübergehende Asymmetrien nicht in dauerhafte Hierarchien umformt.

über der Differenz, einer Passion, die unser Denken nährt und die zu der Ausmerzung all dessen, was unsere Identität nicht widerspiegelt, geführt hat". Diese Angst hat dennoch widersprüchlicherweise zu einer überbetonten Differenz zwischen den Geschlechtern - auf der einen Seite - und zu einer stereotypisierten Gleichförmigkeit innerhalb der Geschlechter - auf der anderen Seite - geführt und reduziert die legitimen Kombinationen menschlicher Veränderlichkeit enorm.

In diesem Kontext präsentiert sich das Bedürfnis nach Geschlechtsidentität als eine außerordentliche Angst vor Androgynität, einem Spektrum, das in der männlichen Sphäre traditionell vorhanden ist. Der Mythos der Androgynität repräsentiert den Wunsch nach einer

Wiedervereinigung des "männlichen" und des "weiblichen", zweier Identitäten, die ursprünglich vereinigt waren und - nachdem sie schmerzhaft in zwei autonome Geschlechter getrennt worden waren - einander in einer unwiderstehlichen und niemals zufriedenstellenden gegenseitigen Anziehung suchen. Die Spannung Richtung Wiedervereinigung ist als eine Gefahr der Wiederangleichung interpretiert worden (auch von einigen Feministinnen), die das Verschwinden von Geschlechtsidentität bedeuten würde; daher produziert das Spektrum der Androgynität die Angst vor dem Undifferenzierten. Jedoch wird der Tatsache wenig Bedeutung zugeschrieben, daß diese gegenseitige Anziehung aus einem "archaischen Gedächtnis" erwächst, das von den beiden Geschlechtern geteilt wird, aus einem Gefühl der Einheit in der Mannigfaltigkeit, aus all dem sich die Basis für eine andere fundamentale Identität konstituiert: die der Spezies (8). (...)

Dies führt uns zu der Frage der Identifikation jener Variablen, die sich - in unserem kulturellen Zusammenhang - in der Bildung des Selbst vereinigen; jene fundamentalen Identifikationen, die eine zentrale Bedeutung innerhalb unserer Kultur annehmen. Es scheint mir, daß diese Elemente in der Triade Individuum/Geschlecht/Spezies identifizierbar sind. Es ist jetzt notwendig, nicht nur diese Kategorien neu im Lichte einer positiven Bedeutung von Differenz zu interpretieren sondern ebenfalls ihre Verwandtschaft, indem berücksichtigt wird, daß sie kulturelle Konstruktionen sind, deren Vereinigung nicht notwendigerweise eine Priorität gegeben wird sondern das Resultat einer bestimmten kulturellen Geschichte ist.

Aber es ist nicht das einzige Element, auch nicht das einzige Paradigma, das einem komplexeren sozialen und symbolischen Raum Bedeutung geben könnte.

In diesem Raum müssen wir versuchen, eine Metapher der Spezies wiederzuentdecken, die weit weg ist von dieser geschlossenen Perspektive, die wir von der patriarchalen Kultur geerbt haben. Wir brauchen ein sehr viel weitreichenderes Konzept, um das wir die Sphäre des Menschlichen bilden können. Eine Menschheit, die nicht länger durch das "Männliche" kolonisiert wird, das sich selbst als universell gibt, sondern vielmehr eine Einheit in der Mannigfaltigkeit verteidigend, in welcher die Geschlechter und ähnlich die Individuen sich voll identifizieren können; einer Menschheit, die sich nicht länger selbst als die Antithese einer total äußerlichen Natur sieht. (...)

Nur wenn sich eine gemeinsame ethische Perspektive innerhalb dieser Sphäre

entwickelt, wird die Differenz in der Lage sein, sich selbst zu realisieren, gänzlich ohne das Risiko, in Unbegreiflichkeit und Angst des Anderen entlang seiner sozialen und symbolischen Pfade transformiert zu werden.

Es wird dann möglich sein, eine Ästhetik der Differenz zu postulieren, die an ihre äußersten Folgen geführt wird: den Triumph der Vielförmigkeit.

Je mehr die Spezies gemeinsame Werte teilt desto mehr werden die Geschlechter und Individuen in der Lage sein, differenzierte Vorstellungen und Modalitäten zu konstruieren. Auf diese Weise werden die Sprachen, Gesten, Erotizismus, Emotionalität und die gesamte Körpersprache jene privilegierte Sphäre ausmachen, in welcher es möglich sein wird zu experimentieren und menschliche Kreativität zu zelebrieren.

Zur Geschlechterdifferenz

Sehen wir, ob wir einige Schlüsse aus dem, was oben gesagt wurde, um eine bessere Definition dieser Differenz, mit der wir uns befassen, ziehen können.

Meine erster Schluß ist, daß es wichtig scheint, die Konzepte von "männlich" und "weiblich" abzuschaffen, die bis jetzt grundsätzlich akzeptiert worden sind. Trotz der Spannbreite von Annäherungen und Zwecken, sind alle innerhalb eines Systems dichotomen Denkens entwickelt worden. Diese Neuordnung des Denkens, der wir eine zentrale Priorität gegeben haben, wird uns erlauben, diese entgegengesetzten und unvereinbaren Kategorien zu verlassen und sie gemäß einer positiven Bestimmung des Konzepts von Diversität und Vielfältigkeit neu zu definieren. Es ist daher notwendig, die Idee, daß "männlich" und "weiblich" ontologische Kategorien sind, preis-zugeben, d.h. Kategorien die Geschichte und Kultur transzendieren.

"Männlich" und "weiblich" sind tatsächlich kulturelle Konstruktionen, die jede Gesellschaft auf der Basis ihrer eigenen Interpretation der Welt entwickelt.

Der zweite Schluß (der am Anfang vorgeschlagen wurde) ist jene biologische Differenz: während sie bestimmte Funktionen bestimmen kann, determiniert sie die ihnen zugeschriebenen sozialen Rollen nicht. Die Tatsache, männliche oder weibliche Attribute zu besitzen, ist nicht in sich bedeutsam, sondern erwirbt innerhalb eines kulturellen Kontexts eine bestimmte Bedeutung. (...)

Jetzt ist offensichtlich, daß der biologische Unterschied dort unausweichlich und unverkürzbar ist (obwohl die Gentechnologie die Grenzen dieser Unverkürzbarkeit in Zweifel gebracht hat).

Dennoch müssen wir gleichzeitig zugeben, daß wir den biologischen Unterschied lediglich durch seine Repräsentation (klar willkürlich) wahrnehmen können, da der wahre Wissensprozeß die Verleihung von Bedeutung impliziert, im gleichen Moment, in dem eine Tatsache bekannt wird. Ohne diese kulturelle Interpretation würde die biologische Tatsache für die menschliche Spezies "stumm" bleiben, ihre Wahrnehmung sein, die immer durch den symbolischen Code der letzteren vermittelt wird. Ebenso wenig können wir glauben, daß es möglich ist, der biologischen Tatsache eine "Stimme" zu geben, "die Natur für sich selbst sprechen zu lassen": Die Natur spricht immer zu uns und gibt jene Bedeutungen zurück, die wir auf sie projiziert haben, entweder auf bewußtem oder unbewußtem Niveau.

Es ist bestimmt ein kurzer Schritt von dieser Zentralität im kognitiven Prozeß zu jener arroganten anthropozentrischen (oder besser androzentrischen) Konzipierung, die die westliche Kultur gekennzeichnet hat. Aber dieser Schritt ist weit von seiner angeblichen Unvermeidbarkeit entfernt, wenn wir gleichzeitig Werte entwickeln, die jenem Traum von Omnipotenz fremd sind, der unsere Kultur durchdrungen hat. (...)

Das biologische Geschlecht ("sex") trinkt das soziale/kulturelle Geschlecht ("gender") aber bestimmt es nicht. Und das führt uns zu jener menschlichen Natur (alternativ als gänzlich durch Natur oder gänzlich durch Kultur determiniert beschrieben), von der wir gesehen haben, daß sie das Resultat der Zwischenbeziehungen zwischen der biologischen Tatsache, die ihre Fäden liefert ist und jener Wahlfreiheit die die Kultur liefert, die auf erstere die tausend Formen des sozialen Reichs zeichnet.

Gehen wir jetzt zurück zum Anspruch, daß "männlich" und "weiblich" kulturelle Konstruktionen sind, die von jeder Gesellschaft auf Basis ihrer eigenen Weltinterpretation entwickelt werden. Diese Konstruktionen werden prinzipiell um die Rollen herum geformt, die jede Gesellschaft den Geschlechtern zuweist und die die Quelle jenes besonderen Verhaltens, Haltungen, Gefühlen und Sensibilitäten sind, die zu der Formung der Geschlechtsidentität beitragen. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung ist daher für die Entwicklung des Geschlechts ("gender") fundamental, gerade wie sie es für die Existenz der Gesellschaft überhaupt ist. (...)

Für den Moment werden wir unsere Aufmerksamkeit gerade auf den Sozialisationsprozeß lenken, darauf gezielt, die Fähigkeiten zu entwickeln die durch diese spezifischen Rollen verlangt werden,

der sich fortschreitend auf eine Starrheit dieser Teilung und der verbundenen Geschlechtsattribute zubewegt, und mit der Zeit zu jener kulturellen Selektion wird, die für den bereits erwähnten Klonungsprozeß verantwortlich ist. Indem die Kompetenzen der betreffenden Geschlechter zu einem Punkt extremer Spezialisierung und Tätigkeit gemäß eines Kriteriums des Ausschlusses gebracht werden, hat diese Sozialisation sie einander zunehmend verfremdet. Wenn die Gesellschaft sich auf der einen Seite selbst auf der Basis jener sozialen Arbeitsteilung organisiert, verliert sie zur gleichen Zeit einen großen Teil ihrer Flexibilität aufgrund jener rigiden und spezialisierten Sozialisation.

Dennoch ist es nicht zwingend, das Verschwinden differenzierter Rollen als das Gegengift für jene soziale und symbolische Ungleichheit zu hypothesieren, die die patriarchale Kultur kennzeichnet (ebenfalls obwohl das Verschwinden des "Geschlechtsvertrags", der die gesamte Gesellschaft in das "Männliche" und das "Weibliche" aufteilt wünschenswert sein kann). Geschlechtsunterschiede sind sowohl möglich wie wünschenswert, solange sie auf Kriterien basieren, die sich von der bipolaren Herrschaftslogik, die eine Rollenteilung in eine Rollenhierarchie transformiert, unterscheiden. Eher ist es nötig, sich in Richtung eines Kriteriums sozialer und symbolischer Gleichwertigkeit zu bewegen, die viel größere Unterscheidungen erlauben kann und dennoch bestimmte spezifische Rollen beibehält, um die herum die Geschlechter ihre eigenen Identitäten konstruieren können.

Auszuweisen, was diese Rollen heute sein könnten, ist eine zu langwierige Aufgabe, um sie hier zu unternehmen. Für den Moment genügt es, herauszustellen, daß es keine "natürlichen" männlichen oder weiblichen Rollen gibt, sondern daß diese auf der Basis der Bedürfnisse und Wünsche, die für jede Gesellschaft spezifisch sind, determiniert werden. Und daß die geschlechtliche Arbeitsteilung sich nicht durch die gesamte Gesellschaft auszubreiten braucht, sondern sich mit anderen Kategorien durchweben muß, wie z.B. jene von Individualität und Spezies-Neutrum und Menschheit.

In dieser offeneren und dynamischen Sichtweise von Gesellschaft müßten sich die Sozialisationskriterien ebenfalls an ihre viel-gesichtige Natur anpassen und von einer rigiden und spezialisierten kulturellen Selektion zu einer komplexen Sozialisation wechseln, die jedem Individuum erlauben würde, im Verlauf seines/ihrer Lebens mit einer Zahl von Rollen zu experimentieren. Diese Eröffnung

von Zielen scheint bereits in der westlichen Gesellschaft stattzufinden. Tatsächlich sind die Faktoren, die diesen Prozeß und die Richtung die er genommen hat angefaßt haben, die Antwort auf gänzlich verschiedene Bedürfnisse.

Unsere Gesellschaft unterläuft in der Tat einen Restrukturierungsprozeß, der Auswirkungen über den Planeten hat und die Rollen der Geschlechter ebenfalls bemerkenswert verändert. Die weiblichen Rollen unterlaufen im besonderen eine radikale Transformation (erleichtert durch die Geburtenkontrolle), die den Frauen eine gänzlich neue Breite der Wahlfreiheit eröffnet, was einige Jahrzehnte früher undenkbar war. Viele der traditionellen Rollen (wie z.B. die Erziehung und Sozialisation von Kindern, die Kranken- und Altenpflege, die Leitung des familiären Wohnens usf.) sind zunehmend durch den Staat übernommen worden, der seine Kontrolle mit einem Eindringen des "Öffentlichen" in Gebiete, in denen er vorher praktisch oder gänzlich abwesend war, auf die Privatsphäre ungeheuer ausgedehnt hat. (9).

Die Schwächung der traditionellen Rollen (die sich auf die verschiedenen sozialen Klassen und Kategorien auf verschiedene Arten ausgewirkt hat) hat dennoch keine anderen spezifischen Rollen

Unsere Kritik der Logik von Herrschaft, mit ihrer Betonung auf Gleichförmigkeit und Simplifizierung, sollte - wie Barbara McClintock vorschlug - eine Neubewertung von "Abweichungen" einschließen. Diese sollte nicht als die Ausnahme gesehen werden, die die Regel bestätigt, sondern vielmehr als ein Element von Realität, das seine eigene Bedeutung und Wert besitzt, und das deshalb im Verständnis der Welt einbezogen werden sollte. Die Neubewertung des "Abnormen" (normal in seiner statistischen Bedeutung "maximaler Häufigkeit" und nicht im ethischen Sinne von "richtig") und von Abweichung (nicht mehr betrachtet als Unordnung sondern als legitimer Ausdruck sozialer Verschiedenheit) wird uns erlauben, Differenz als gegeben und als einen Wert darzustellen, nicht nur zwischen den Geschlechtern sondern auch innerhalb derselben, und jenen falschen Universalismus zurückzuweisen, den die Geschlechtsstereotypen postulieren.

Der Ausgangspunkt ist dieses Identitätsbedürfnis, das ein zwingender Faktor für die Konstruktion des Selbst ist: Es ist notwendig, es zu definieren, aus dem "ozeanischen Gefühl" auszubrechen, seine eigene Einzigartigkeit zu bestätigen. Im Prozeß symbolischer Kodifizierung, der das Auftauchen des Einen (sowohl in der Spezies als auch im Individuum) begleitet, ist die erste unausweichliche Dif-

ferenz, die in der Natur angetroffen und auf die Gesellschaft angewandt wird, ist die (biologische) Geschlechtsdifferenz ("sexual difference"), die - von der Gesellschaft vorgegeben und vermittelt - die Geburt des (sozialen/kulturellen) Geschlechts ("gender") verursacht. Sie ist die erste Hauptsystematisierung der Welt. Das Erkennen von (biologischer) Geschlechtsdifferenz ("sexual difference") ist deshalb ein universelles Charakteristikum menschlicher Kultur, obgleich unter einer Vielfalt von Formen.

In patriarchalen Kulturen scheint die Konstruktion männlicher Identität ein ziemlich traumatischer Prozeß, da sie das Verleugnen der Erstidentifikation erfordert, die normalerweise die mit der Mutter ist. Sie markiert somit eine außerordentliche und qualvolle Abwendung vom weiblichen. Die Konstruktion des letzteren scheint, auf der anderen Seite, eine Hauptkontinuität zu erhalten.

Es ist möglich, diesen traumatischen Bruch als die Quelle dieser Angst des Ununterschiedenen zu sehen, die für unsere Kultur so typisch ist. Wie Serge Moscovici betont, resultiert sie in "dieser niemals anhaltenden Intoleranz gegenproduziert, um die herum das weibliche Geschlecht sein neues Image konstruieren kann. Wie Ivan Illich hinweist, hat diese Schwächung der Rollen eine Schwächung der Geschlechtsidentität zugunsten einer eingeschlechtlichen Kultur ("unisex culture") mit einer breiten männlichen Prägung zustande gebracht, die das Spektrum der Androgynität in seinem engsten Sinne wiedererweckt hat. (...)

Desweiteren verursacht diese vordringende eingeschlechtliche Kultur, während sie scheinbar männliche Attribute und Werte auf Kosten der weiblichen favorisiert, auch eine Schwächung der männlichen Identität, da jene Charakteristika, die vorher unzweifelhaft männlich waren, zwischen den Geschlechtern neuverteilt werden. Diese Neumischung traditioneller Geschlechtsvorstellungen, diese Schwächung der Identität, hat einen Grad sozialer Unbestimmtheit mit sich gebracht, die den Prozeß in Richtung Angleichung favorisiert. In diesem Zusammenhang können einige Unterschiede neue Bedeutungen erlangen, während sie zunehmend die traditionellen verlieren. Aber das allumfassende Resultat wird unvermeidlich eine Ahnung der Differenz sein, die als Unordnung gesehen wird, mit einer Positionierung entlang einer hierarchischen Achse. Der Prozeß, der im Moment in Gange ist, arbeitet daher gegen jenen Wunsch nach Unterscheidung, Vielfalt und Komplexität, der unsere Bedeutung der Differenz kennzeichnet.

Die Aufgabe der Kultur ist deshalb nicht

eine natürliche Vielförmigkeit zu "ordnen" (die als chaotisch und sinnlos beschrieben wird) und die Wirklichkeit auf hierarchische Modelle zu reduzieren. Wir müssen dieses konzeptuelle Universum verlassen und neue Bedeutungen für Ordnung und Unordnung, Norm und Abweichung, im Lichte anderer Werte, die sich auf die Kultur der Komplexität, der Zwischenbeziehungen anstatt eindimensionaler Kontrolle beziehen. In diesem Zusammenhang wird Vielförmigkeit nicht länger der Ausdruck von Unordnung (künstlich hergestellt durch die Vorherrschaft eines Gesetzes, dem alles entsprechen muß) sondern wird sowohl notwendig als auch wünschenswert scheinen.

Die Aufgabe von Kultur ist deshalb, dieser Vielförmigkeit sowohl Wert als auch Bedeutung zu geben, die weit entfernt davon, potentiell gefährlich zu sein, für ihr Funktionieren tatsächlich physiologisch notwendig ist: Kultur hätte keinen Grund zu existieren in einer auf Gleichgültigkeit reduzierten Realität. Sie muß daher nicht nur die Differenz in ihr Universum einschließen und sie vom Faktum zum Wert transformieren, sondern kann und muß die Differenz erfinden. Dies ist der "Ort" in dem eine weitere Unverkürzbarkeit der Differenz liegt: die Sphäre der kulturellen Plastizität unserer Spezies, die fähig ist, Vielförmigkeit zu reproduzieren, die Sphäre kreativer Imagination, die fähig ist, neue Formen zu erfinden. Es ist dieser menschlichen Fähigkeit, ihre eigenen sozialen Metaphern zu schaffen, zu verdanken, daß die aufbrechende nicht-hierarchische Kultur in der Lage sein wird, die Kategorien von männlich und weiblich auf der Basis ihres eigenen Weltbilds neu zu definieren und Rollen, Verhaltensmuster und Sensibilitäten zu formulieren, die ihren eigenen Bedürfnissen und Wünschen entsprechen. Zwei neue Vorstellungen werden erzeugt, bestimmt nicht in einem Vakuum sondern in bereits existierende Formen einklinkend, und doch markieren sie einen irreversiblen Bruch mit den Mythen, die ihnen bis dahin Bedeutung verliehen haben, und die schließlich ihren Zauber verlieren werden.

ANMERKUNGEN

1. Es ist wichtig zu betonen, daß die gegenwärtige Diskussion sich innerhalb des Kontexts der westlichen Kultur entwickelt. Dies ist eine notwendige Aussage, da das westliche Modell (auch in der Diskussion über Geschlecht ("gender")) weit zu oft, mehr oder weniger bewußt, als das universelle genommen wird. Diese fehlerhafte Perspektive hat den anthropologischen

Ausblick des Feminismus (besonders in seiner frühen Zeit) bemerkenswert gekennzeichnet und hat zwei Modelle des "Männlichen" und "Weiblichen" produziert, die oft ihres historischen Kontexts beraubt scheinen und als absolute Modelle voranschreiten und unfähig sind, eine viel komplexere und mannigfaltige menschliche Realität auszudrücken.

2. Es ist klar, daß wir uns Stereotypen gegenübersehen, die die Wirklichkeit über-simplifizieren. Wie Evelyn Fox Keller hinweist, sind nicht alle Männer Wissenschaftler, weil die Wissenschaft das Produkt eines Subsystems ist, das der menschlichen Spezies (Männer) eigentümlich ist, aber auch einer bestimmten Rasse (Weiße) und einer bestimmten Klasse (oberes Mittel).
3. Ich beziehe mich im besonderen auf den theoretischen Beitrag von Murray Bookchin in seinem grundlegenden Buch *Die Ökologie der Freiheit*.
4. Zur weiteren Diskussion dieser bio-deterministischen Formulierung, siehe mein Artikel *Die Quelle des Nil: Eine Suche nach den Ursprüngen männlicher Herrschaft*.
5. Hier beziehe ich mich insbesondere auf jene Strömungen, die in Nordamerika als "kultureller" und "radikaler" Feminismus definiert werden.
6. Der Drang zur Gleichheit ("egalitarianism"), der im Konzept der Schwesternschaft ausgedrückt wird, die vom frühen Feminismus formuliert worden ist, hatte einen radikal subversiven Charakter. Weil er dennoch in aus dem Zusammenhang extrem herausgelöster Terminologie ausgedrückt wurde (ohne die enormen sozialen Unterschiede, die die weibliche Halbpypyramide durchschneiden in Rechnung zu ziehen), hat er seine Kraft angesichts beharrlicher sozialer und kultureller Ungleichheiten zunehmend verloren. Da sie dennoch als ein Grundmythos weiterbestand, überlebte die Idee der Schwesternschaft als ein Anspruch auf eine gemeinsame Identität (trans-historisch und trans-kulturell), die alle Frauen einschließen würde, egal welcher Klasse, ethnischer Gruppe oder Wissen... Ungleichheiten, die alle innerhalb dieser kollektiven Identität absorbiert und geschlichtet werden würden.
7. Indem ich von Gesellschaften ohne Herrschaft spreche, beziehe ich mich auf spezifische Gesellschaften die existieren oder existiert haben (z.B. jagende und sammelnde Stämme wie die Nuer, die Pygmäen und die Buschmänner). Dennoch gibt es keine Idee, eine ideale Gesellschaft vorzuschlagen, in der jene Werte der Freiheit und Gleichheit, übereinstimmend mit unserem anthropologischen Ausblick, gefunden werden können Wir müssen bestimmt vermeiden, unsere imaginären

Strukturen auf jene anderer Gesellschaften zu projizieren und sie auf der Basis von Kriterien zu interpretieren, die ihnen fremd sind. Das Ziel ist eher die Beleuchtung jener Zeichen, die uns erlauben, kein absolutes Modell der Diversität sondern eine soziale und symbolische Vielförmigkeit zu hypothesieren, die die selbsterklärte Universalität von Herrschaft abweist.

8. Die Amerikanische Schriftstellerin Ursula Le Guin hat ein faszinierendes Modell der Androgynität in ihrer Arbeit *The Left Hand of Darkness* (Die linke Hand der Dunkelheit) entworfen, in der jedes Individuum im Laufe einer Lebenszeit zwischen einer weiblichen und männlichen Identität wechselt (unterschieden aber nicht gegensätzlich), durch die beide ein angestammter Humanitätssinn fließt.
9. Dies soll nicht implizieren, daß diese Emanzipation verdammt werden soll. Aber es ist nötig, diesen Prozeß in einen breiteren sozialen und kulturellen Kontext einzuschließen, was uns erlaubt, ihn umfassender zu verstehen und zu bewerten. Ebenso wenig soll es nicht implizieren, das private Reich sei aus der hierarchischen Logik ausgebrochen sondern, daß seine Marginalität die Entfaltung eines Geschlechtsbewußtseins ("gender consciousness") und +verhaltens erlaubt hatte, das die folgende Zunahme der Kontrolle durch den Staat annulliert hat.

